Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

75 (30.3.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 13

Visual Library

jetzt die Zunft bezahlen; dieselbe betrug 170 fl = 1070 Franks, alles, was bisher geschehen, sei „tot und ab- und aufgehoben", und zudem noch eine Art von Trennung von Staat und Kirche, nämlich, es gingen die Stadt die kirchlichen Sachen nichts an. Es ergibt sich nun aus Vorliegendem, daß damals eine regelrechte und hochentwickelte Organisation bestanden hat, die Koalition schon tief wurzelte, und man sich ihrer Kraft auch bediente. Sie war freilich formell kirchlich, verschmähte aber nicht, die Kasse zu beanspruchen, wenn es weltlichen Zwecken zuträglich war. Unorganisierte soll es nur noch in Konstanz gegeben haben. Auch die örtliche Herkunft ist beiseite geschoben und jeder nahm an der Verbindung teil. Ihre französischen Kollegen nachahmend versuchten sogar die Straßburger Bäckerknechte 1549 die Abschaffung der Sonntagsarbeit. Aber an der Zunft scheiterten auch oft die Machtproben und vielleicht ist auch der Verfall darauf begründet, den die oben bezeichneten Vereinigungen erlitten.

A. S.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Gefahren der Röntgenstrahlen. Schon von vielen Aerzten ist die Mahnung ausgesprochen, bei Behandlungen mit Röntgenstrahlen recht vorsichtig zu sein. Daß diese Mahnung am Platze ist, geht aus dem Berichte von Professor Lang in der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien (Wien. Wochenschr.) hervor. Ein Friseurgehilfe war wegen Malaria mit Milzvergrößerung in der Gegend des Sitzes dieses Organes an der linken Körperseite bestrahlt. Die Folge war ein großes Geschwür mit unerträglichen Schmerzen bei Tag und Nacht. Erst durch Ausschneiden der geschwürigen Partien und Ueberpflanzungen der Stellen mit Hautlappen konnte nach ungefähr sieben Monaten der Unglückliche von seinen Leiden befreit werden. — Eine gleiche Behandlungsweise mußte man bei einem jungen Manne anwenden, der rostige Nägel verschluckt haben sollte. Weil man daran zweifelte, wollte man solches durch eine Durchleuchtung feststellen, als deren Folgewirkung ebenfalls eine Geschwürbildung am Rücken eintrat. Nach ca. einem Jahre wurde die Operation vorgenommen, die eine vollständige Heilung im Gefolge hatte.

Statistisches.

Die Sterblichkeit bei Geisteskranken. Schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war diese Frage einmal Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, und ein Dr. Farr behauptete damals, daß die Sterblichkeit bei Geisteskranken dreimal größer sei als bei normalen Menschen derselben Altersstufen. Neuere Untersuchungen in London haben zu einem ähnlichen Resultat geführt. Für die Jahre 1893—1905 ergaben die privaten und öffentlichen Irrenanstalten eine Durchschnittssterblichkeit von 97,5 pro Mille, während die allgemeine Sterblichkeit bei Leuten über 15 Jahren in England und Wales 15 pro Mille betrug. Nach einer Statistik, die sich über 94 612 Geisteskranke erstreckte, entfielen auf je 100 Todesfälle normaler Menschen im Alter von 15 bis 25 Jahren 2030 Todesfälle, bei der gleichen Zahl von Geisteskranken im Alter von 25 bis 45: 1075, im Alter von 45 bis 65: 437 und im Alter von über 65 noch 245.

Allerlei.

Waren Menschen jemals Riesen? A. Dastre veröffentlicht, wie die illustrierte Hollmonatsschrift: Himmel und Erde (Berlin, Herm. Paetel) mitteilt, in der Revue des Deux Mondes" eine fesselnde Studie über die menschliche Statur in verschiedenen Zeitaltern. Er bekämpft die weitverbreitete Meinung, daß die heutigen Rassen die entarteten Nachkommen einer einstigen größeren und kräftigeren Rasse seien und daß die einstigen Geschlechter blutreicher waren, das gegenwärtige aber schwächer und nervöser sei. Diese Ansicht hält er für eine Form des alten Aberglaubens an die Existenz von Riesen — ein Glaube, zu dessen Fortpflanzung die Bibel viel beigetragen habe. Wie hätten Stämme von so gewaltiger Konstitution, wie sie in der Bibel vorkommen, jemals gänzlich verschwinden können? fragt Dastre. Auch durch die Riesensagen der alten Götterlehren ist der Riesenglaube bekräftigt worden.

Die moderne Wissenschaft läßt Sagen Sagen sein und hält sich an die Ergebnisse der anthropologischen und medizinischen Forschungen. Die vorgenommenen Messungen von Menschen aller Zeiten haben keine Anhaltspunkte für die Richtigkeit der Annahme ergeben, daß die menschliche Statur kleiner geworden ist. Die Medizin geht selbst so weit, zu erklären, daß die wenig zahlreichen übergroßen Personen, die es zu allen Zeiten gegeben hat und noch gibt, lediglich als krankhafte Abnormitäten zu betrachten seien, deren Riesenstatur geradezu ein Zeichen von Schwäche im Daseinskampf bilde. Man dürfe also den einschlägigen unerwiesenen Meldungen gewisser Geschichtsschreiber, Reisenden und Erdkundigen nicht vertrauen. Vor den Bewohnern Patagoniens glaubte und glaubt man vielfach, sie seien Riesen. Magelhaens, der zuerst auf sie aufmerksam machte, spricht ihnen 7½ Fuß zu, während andere „Autoritäten" zwischen 6 und 11 Fuß schwanken. Das ist Unsinn, wenngleich man anerkennen muß, daß die Patagonier wirklich hochgewachsen sind.

Der Riesenturm auf der Insel Gozo. Eines der großartigsten Ueberbleibsel vorgeschichtlicher Bauwerke, das nur wenig bekannt zu sein scheint, ist der sogenannte Riesenturm auf Gozo, der Schwesterinsel Maltas, und von dieser nur durch einen schmalen Wasserstreifen getrennt.

Seit einem Jahrtausend halb verschüttet, nur in Gestalt von unförmigen Felsblöcken aus dem umgebenden Erdreich hervorragend, haben Ausgrabungen es möglich gemacht, die Grundzüge dieses mächtigen Gebäudes näher zu bestimmen und seine ursprüngliche Form zu erkennen. Die Ruine dieses so merkwürdigen Baues liegt etwa eine halbe Stunde vom Meeresufer entfernt auf einer Anhöhe und in der Nähe eines Dorfes, Caral Shaara. Sie besteht aus einer nahezu kreisförmigen Ringmauer, die aus ungewöhnlich großen Felsblöcken aufgeführt ist. Die Zusammenfügung der letzteren erinnert an mehrere in Sizilien, Schottland und Dänemark vorhandene cyklopische Ruinen; Formen und Konstruktion sind jedoch von allen bekannten Baumonumenten gänzlich abweichend. Die unterste Lage ruht unmittelbar auf dem Felsboden und die Steine sind weder behauen noch durch Mörtel verbunden. In das Innere des Gebäudes führen zwei Tore, die durch vier aufrechtstehende Steine gebildet werden. Jedes der Tore führt in einen besonderen Raum, der von dem anderen durch eine Zwischenmauer getrennt ist. In dem großen Raume befinden sich die Ueberreste eines Ofens, dessen Herd von rotbraunem Ton hergestellt ist. Zur Rechten des zweiten Raumes befindet sich im Fußboden eine kreisförmige Vertiefung mit einer erhöhten Einfassung. Nahe am Eingang der zweiten Abteilung ist in einem Steine eine Schlange roh ausgehauen, das einzige Merkmal von Skulptur in diesem Raum.

Die bei den Nachgrabungen aufgefundenen Altertümer sind sehr dürftig und beschränken sich nur auf fünf bis sechs Gegenstände. Darunter sind zwei Köpfe von fast natürlicher Größe und nicht sehr fein gearbeitet. Ohne den eigentlichen ägyptischen Typus zu besitzen, nähern sie sich demselben und als charakteristisch fällt besonders der traurige Ausdruck auf. Sodann ein Stein, in den ein Vogel eingehauen ist, der wahrscheinlich einen Ibis vorstellen soll.

Daß dieses Bauwerk einer sehr frühen Zeit angehört, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und da dasselbe weder mit griechischem noch römischem Stile Aehnlichkeit hat, darf man mit ziemlicher Gewißheit seinen Ursprung auf ein paar tausend Jahre vor Christus zurücksetzen. Der Riesenturm darf mit Sicherheit als eine Hinterlassenschaft der Phönizier, die fast ein Jahrtausend lang Beherrscher Maltas und Gozos waren, betrachtet werden.

Eine andere interessante Frage ist der Zweck des Gebäudes. Daß es ein dem Dienste einer Gottheit geweihter Tempel war, läßt sich kaum bezweifeln; während einige Gelehrte ihn der phönizischen Venus oder Astarte heiligten, wollen andere ihn dem Feuerdienste erbaut sein lassen und erblicken in ihm einen Sonnentempel. Die letztere Ansicht hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Schon die Konstruktion des Tempels, der unbedacht ist und nach der Disposition der Räumlichkeiten zu urteilen auch wohl nie ein Dach gehabt hat, spricht dafür. Die obenerwähnte Abbildung der Schlange deutet gleichfalls darauf hin. Bei den Phöniziern war die Schlange das Symbol der Sonne. Ein aufgefundener Kegel ist ein weiterer Beweis für den Sonnendienst. Bei den alten Aegyptern war der Kegel das Symbol der Sonne und wurde ohne Zweifel von den von ihnen abstammenden Phöniziern in den Götterdienst übertragen. Auch der Ibis erinnert daran, daß der phönizische Götzendienst vieles mit dem ägyptischen gemein hatte.

Dieser kolossale Bau kann den antiken Monumenten, den Pyramiden, Obelisken und ägyptischen Katakomben angereiht werden. L.

Ueber den Selbstmord bei den Negern. In seinem Werke Ueber die Naturvölker schreibt A. Leonard nach Mitteilungen des Globus folgendes: Die Vorstellung, daß bösartige Geister in den Menschen fahren, ist auch am unteren Nigera allgemein. Es gehen Kranke und selbst Gesunde an dem Wahn zugrunde, daß ein Dämon Besitz von ihnen ergriffen habe. Alle Hoffnung hört auf, der Mann stirbt. Auch der Selbstmord erfolgt unter solchen Vorstellungen. Es ist z. B. im Brazzadistrikt etwas Gewöhnliches und es besteht darin eine Methode, daß der Selbstmörder den Atem so lange anhält, bis er stirbt. Der Verfasser führt auch noch einen Fall an, wo Heimweh die Ursache war. Bei dem leicht erregbaren Ijoit-Stamme kommt Selbstmord sehr häufig und aus den nichtigsten Ursachen vor. Ein Mann, dem sein Weib Vorwürfe machte, trank zwei Flaschen Schnaps und erhängte sich an einem Baume. Ein Neger, dem seine Geliebte nicht in sein Dorf folgen wollte, erschoß zuerst diese und dann sich selbst. Ein anderer Fall zeigt, daß auch verletztes Ehrgefühl zum Selbstmord treibt. Ein junger Erik beging Selbstmord, weil er unschuldig beschuldigt wurde, einen Diebstahl in einer Faktorei begangen zu haben.

Abweichend von den anderen Negerstämmen in Lower-Nigera verabscheuen die Ibos den Selbstmord und verachten den Selbstmörder. L.

Humoristisches.

Wahres Geschichtchen. Die kleine Ilse ist von der Mutter mehrfach verwarnt worden, nicht mit den Zigeunerkindern einer benachbarten Wirtschaft zu spielen, weil diese in ihren langen Haaren oft „kleine Tierchen" hätten.

Eines Tages kehrt Ilse vom Besuche einer befreundeten Familie zurück und ruft aufgeregt: „Mama, bei Hüfsels war ein Mann mit langen Haaren, der wunderschön Klavier spielte. Aber er hatte gar keine kleinen Tierchen. Ich hab' ihn gefragt!"

•

Ein Nürnberger und ein Münchner streiten über die Vorzüge ihrer städtischen Einrichtungen.

„Bei uns," sagt der Nürnberger, „sind im Winter sogar die Trambahnwägen geheizt, daß sich die Fahrgäste nicht erkälten."

„O mei," repliziert der Münchner, „dös is no gar nix, bei unserer Elektrischen haben's jetzt sogar für die Hunderln, die mitlaufen müssen, eigne — „Bedarfshaltestellen" eingerichtet."

•

Trinkspruch nach dem Deckeneinsturz. „Von „oben" haben wir doch nie etwas Gutes zu erwarten!"

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund. Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 13. Karlsruhe, Samstag den 30. März 1907. 27. Jahrgang.

Wie es einmal Ostern wurde.

(Nachdr. verb.)

Meine Heimatsstadt war immer ein sehr lustiges Fastnachtsnest gewesen, und vom Tag der Drei Könige an haben die Bürger immer alles getan, um die Fastenzeit als etwas keineswegs Ueberflüssiges erscheinen zu lassen. Da hat es denn auf meine Knabenseele immer einen tiefen Eindruck gemacht, wenn ich, den Kopf voll von Bildern aus dem farbigen Narrenleben des Fastnachtsdienstags, am Aschermittwoch Morgen plötzlich in einer ganz anderen Welt aufwachte. Alles schien nüchtern und grau und mir war, als wäre mir jetzt gerade das Glück aus der Hand geflogen, das ich schon zu halten gehofft. Glücklicherweise begann der Tag damit, daß wir Schulkinder, anstatt gleich in die dumpfen Schulstuben, in die Kirche zu gehen hatten, wo wir in langen Reihen an einer Bank vor dem Altar knieend Asche auf den Kopf gestreut erhielten. Was ein Sündenleben war, das wußten ich und meine Kameraden so wenig als was der Tod war, an den wir durch diese Zeremonie hätten erinnert werden sollen. Vor uns stand das junge knospende Leben und so war für die meisten das Aschenstreuen am Aschermittwoch eine kleine Nachfeier der Fastnacht. Nur einige Musterknaben benahmen sich ganz würdig und hüteten während des ganzen Tages die Asche auf ihren Haaren wie einen Schatz. Die Mehrzahl aber von uns frohen Augengesichtlein hatte fürsorglich kleine Kämme bei sich, und kaum waren wir draußen aus der Kirche, so rannten wir hinter den Oelberg und kämmten uns dort das Symbol der Vergänglichkeit von unseren jungen Köpfen.

Der Oelberg war eine von einer Kapelle überbaute Sandsteingruppe, welche den Ueberfall von Christus im Garten Gethsemane darstellte. Dieser Oelberg schützte uns vor den Blicken der Pfarrer wie auch der Lehrer in der der Kirche gegenüberliegenden Schule. Kleine Baumanlagen zierten das alte naive Kunstdenkmal und an der Mauer, welche ein Stück der alten Stadtmauer war, erinnerten merkwürdige Grabsteine daran, daß früher hier der Kirchhof gewesen. Ueber die Stadtmauer hinaus aber sah man in die Rheinebene und auf die schneebedeckten Vogesen. Auf diesem Oelberg wurde nach dem Aschenstreuen eine andere uns sehr belustigende Zeremonie abgehalten, die uns einigermaßen dafür entschädigte, daß Fastnacht nun vorbei war. Auf einer Steinbank wurde dort vom Metzner „der ewige Jude" verbrannt. Dieser ewige Jude bestand aus einigen Händen voll weißer Watte, mit welcher den Sterbenden bei der letzten Oelung das Oel von der Stirne abgewischt wurde, was etwa zuviel darauf gekommen war. Die Unmasse von Sünden, welche bei diesem ernsten Abschiedsbrauch bei Sterbenden in die Watte hineingeschlüpft war, verdichtete sich in der Phantasie des katholischen Volkes zum Bild des ewigen Juden, der alljährlich am Aschermittwoch den Feuertod hinter dem Oelberg erlitt.

Aber so richtig wurde ich an die Vergänglichkeit aller Freuden erst erinnert, wenn ich mit der Schultasche auf dem Rücken mittags nach Hause kam. Da roch es jedesmal am Aschermittwoch nach Stockfisch und Sauerkraut, was mir immer einen weit tieferen Eindruck machte, als die Asche und der ewige Jude zusammen. Ueberhaupt hatte ich nicht nur für den ewigen Juden, sondern auch für die Juden in unserem Städtchen eine besondere Vorliebe. Inwieweit dies damit zusammenhing, daß mir in den Tagen der Fastenzeit meine jüdischen Mitschüler immer die Taschen voll „Matzen" steckten, vermag ich jetzt nicht mehr zu sagen. Auf alle Fälle schmeckte mir der ungesäuerte feine Fastenkuchen der Juden weit besser, als die katholische Fastenkost von Stockfisch und Sauerkraut.

Am Anfang der Fastenzeit suchten meine Kameraden und ich uns durch Pläne auf die nächste Fastnacht noch ein wenig über den Ernst des Lebens zu täuschen. Aber schon nach einer Woche schliefen diese Pläne ein, die bunten Flittergedanken verschwanden aus unseren Köpfen, die Schrecken des Osterzeugnisses warfen schon ihre Schatten, und als nach den trüben regnerischen Märztagen die Karwoche kam, da unterlagen wir alle dem Druck, der vor Ostern über allen Menschen der katholischen Christenheit lastet. Wie geschickt die Kirche das Naturempfinden in religiöse Formen umzugießen weiß, und wie glücklich sie heidnische Gebräuche übernommen hat, um damit christlichen Gedanken Formen zu geben, das ist bekannt. Nirgends scheint sie mir aber dabei eine geschicktere Hand gehabt zu haben, als bei den Zeremonien der Karwoche mit der als Erlösung darauf folgenden Osterfeier. Selbst die Leichtfertigsten unter uns Knaben duckten sich, wenn sie vom Gründonnerstag an in die mit schwarzen Tüchern ausgeschlagene Kirche kamen. Wie eine drückende Wucht legte sich das Gefühl auf uns, daß immer etwas ungeheuer Entsetzliches und Furchtbares in der Welt geschehen sein müsse, daß man jetzt noch mit so viel Trauer daran denke. Aber am meisten beschwerte dieser Alp meine kindliche Seele, wenn die Glocken nicht mehr läuteten, sondern oben vom Turm herab ein unheimliches, dumpfes Getrommel anstatt des Glockengeläutes ertönte. Diese schauerliche Musik wurde hervorgebracht durch ein Instrument, von dem ich mir die abenteuerlichste Vorstellung machte.

Einmal genoß ich aber die Auszeichnung, mit dem Metzner und den Ministranten auf den Turm gehen zu dürfen. Auf einer rund um den Turm laufenden Galerie stand die „große Ratsch", wie das Trommelinstrument bei uns Knaben hieß. Es war eine einfache Kiste, mit einer Kurbel und Hämmern. Ein Mann kniete darauf und drehte mit großer Gewalt die Kurbel. Es war eine schwere Arbeit, denn schon nach einer Minute löste ihn der stärkste der Ministranten ab. Das Getöse war in der Nähe ganz furchtbar. Aber wie eigentümlich! Jetzt, wo ich die abscheuliche Trommelkiste in der Nähe sah und ihren dumpfen Ton nicht nur vom Turm herab hörte, hatte sie auf einmal allen ihren Schreck für mich verloren. Und zum erstenmal sah ich vom Turm herab meine Heimatsstadt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Die steilen Giebel stiegen aus dem dunkeln Häusergewirr in die milchblaue Frühlingsluft, aber lange nicht so hoch, als ich stand. In das Storchennest auf dem Rathausturm, das ich immer nur von unten gesehen, konnte ich jetzt bequem hineinschauen. Die Störchin saß darin und das Männchen brachte ihr gerade etwas Zappelndes in seinem roten Schnabel. Um die Stadt herum lagen die schon grünenden Matten und es schien mir, als sei die ganze Welt anders geworden.

Am andern Tag war Ostersonntag. Der Himmel war blau, die Sonne strahlte, die Luft war warm, und ich trug mit Stolz ein Paar neue Hosen. An einer Straßenecke stand eine alte Frau mit einem Korb voll gelber Primelsträußchen. Ich kaufte mir eines für fünf Pfennige und war unbeschreiblich glücklich. Es war wie eine Erlösung über mein Knabenherz gekommen. Und daran war nur schuld, daß ich die große Karfreitagstrommel nun auch einmal gesehen hatte.

Anton Fendrich.

Karfreitag in Burgos.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. J. W.

Tiefes Schweigen herrscht in Burgos. Seit gestern hat der Bürgermeister das Fahren von Wagen verboten bis zu dem Gloria, mit dem am Karsamstag die Auferstehung gefeiert wird. Die Glocken schweigen, und die Pfeiler der Kathedrale erheben sich stumm gen Himmel. Hie und da gleiten Possanten geräuschlos durch die Straßen. Nur der rauhe Nordwind singt seine ununterbrochene Klage, die von Zeit zu Zeit wächst, anschwillt und gleichsam in ein Schluchzen ausbricht.

Die Natur hat ihren winterlichen Anblick bewahrt. Kein Sonnenstrahl durchdringt den dunklen Vorhang der Wolken. Die Pappeln längs des Arlanzons balancieren über den unruhigen Wassern des Gießbaches ihre matten und trockenen Zweige, die den fleischigen Gliedern von Skeletten gleichen. Auf den kahlen Hügeln, die die Stadt beherrschen, richten schwarze Felsen ihre unbeweglichen Silhouetten empor. Noch ist keiner der Frühlingsvögel zurückgekehrt, und nur einige Raben fliegen in schwerem Fluge krächzend vorüber . . .

Es scheint, als ob an diesem Tage, da Jesus starb, die ganze Erde Trauer angelegt habe und über den Erlöser weine. . . .

•

Die leeren Straßen werden belebt, lange Reihen von Gläubigen lenken ihre Schritte zu den Kirchen. Die Männer sind in ihre weiten Mäntel gehüllt, die Frauen haben ihre Haare mit der schwarzen Mantilla bedeckt, die am Ostertage der weißen Mantilla Platz machen wird. Diese ganze Menge schweigt in andächtiger Stimmung. Man grüßt sich beim Vorübergehen mit einem Zeichen, einem Nicken des Kopfes, ohne ein Wort zu sagen. Trauer, wahre und tiefe Trauer liest man in allen Augen. Alle Kirchen und Kapellen sind gedrängt voll. Jedes Gotteshaus hat sein Grab Christi, und vor dem göttlichen Leichnam, den Priester beim flackernden Scheine der Kerzen bewachen, knien die Gläubigen nieder und weinen.

Einmal in der Kapelle der heiligen Thekla in der Kathedrale, wo man das Grab gegraben hat, ist eine große Anzahl Andächtiger versammelt. Halbdunkel hüllt alles ein und entzieht den Blicken den prächtigen Altar und die herrlichen Gemälde der Wölbung, aus dem Dunkel heraus steigen Seufzer, Gebete, bisweilen ein unterdrücktes Schluchzen hervor. Es ist, als ob ein schweigender Schrecken über der knienden Menge sich lagere, und die Stunden gehen vorüber, traurig und langsam, wie jene, die den Todeskampf des Gottmenschen bestimmten. . . .

•

Ein Klagelaut steigt vom Chor aus! Ein Priester steht am Altar, das Kreuz erhebend, das er dem Volke zeigt. Er singt die Schmerzens-Antiphonie, die zur Anbetung einladet: Ecce lignum crucis . . ., und alt und jung vereinigt sich zur Antwort: Venite adoremus. Ein dritter Ruf ertönt, noch dringender, und hallt wider unter den fernen Gewölben. Venite, venite ruft der Chor.

Und die Gläubigen gehorchen. Sie kommen in Massen, sie erfüllen das Schiff: Signoras in der Mantille, Zigeuner in Lumpen, Bürger in ihre Mäntel gehüllt, Gepäckträger in ihrem Schaffell, Soldaten in glänzender Uniform, Bettler mit schmutzigen, herabfallenden Locken, und sie alle neigen die Stirn, sie alle beten mit derselben Inbrunst, wie einst ihre Vorfahren, wenn sie mit Cid Campeador ins Feld gegen die Ungläubigen zogen.

Plötzlich durchbricht die lautlose Stille ein neuer Schrei: Populo meus, quid feci tibi?

Nun folgen die Strophen, und alle werden von der Antwort des Chors unterbrochen: Heiliger Gott, starker Gott, erbarme dich unser. Das

Volk bleibt unbeweglich auf den Knien liegend, die Stirn gesenkt, die Seele voll schmerzerfüllten Mitleides . . .

Nun schweigt der Priester und verläßt den Altar. Der Erzbischof verläßt seinen Thron und begibt sich unter Vorantritt der Kanoniker zur Kapelle, wo das allerheiligste Sakrament untergebracht ist. Bekleidet mit dem Chormantel, die Mitra auf dem Haupte, den Krummstab in der Hand, schreitet er langsam unter einem Baldachin, den der Gouverneur der Provinz, der Bürgermeister von Burgos und vier Generale in Paradeuniform tragen. Dahinter tragen andere Offiziere Kerzen: ihr Schein fällt auf den Schmuck der Uniformen, deren Pracht seltsam kontrastiert zu den schwarzen Gewändern der Mitglieder des Gemeinderates. Die Menge folgt schweigend in tiefer Andacht, und die Orgel braust durch den Raum, Trauer und Schmerz verkündend.

*

Seit vier Uhr hält die Menge die Straßen besetzt, durch die die Prozession der „heiligen Beisetzung" schreiten wird. Der Zug muß nun die Kirche der Vorstadt Vega verlassen und durch die Stadt ziehen, um die Kathedrale zu gewinnen. Das ist die letzte der Zeremonien des Tages, die, sich völlig unter freiem Himmel abspielend, die ganze Bevölkerung vereinigen wird. Und sie sind tatsächlich alle da: arm und reich hält die Trottoirs besetzt, alle auf gleiche Weise von tiefer Trauer durchdrungen. Kein Schauspiel erwarten sie zu sehen; sie wollen nur eine religiöse Pflicht erfüllen, sie wollen die Knie beugen beim Vorüberschreiten des Zuges, der Jesus zum Grabe geleitet.

Trommelwirbel gibt das Signal. Der Zug setzt sich in Bewegung unter den Klängen eines Trauermarsches. Langsam schreitet er durch die schlecht gepflasterten Straßen und über die unregelmäßigen Plätze der Vorstadt, andächtig verehrt von einer in Lumpen gehüllten, schmutzigen, schlecht aussehenden Menschenmasse, die sich niederwirft und an die Brust klopft. Er kommt näher, er überschreitet den Arlanzon, geht durch den Bogen Santa Maria, zieht längs der Promenade und gelangt auf die Plaza Mayor. Die Säulengänge, die den Platz begrenzen, sind gleichsam dunkel durch die Menschenmenge, selbst Kinder sind auf die Statue Karls III. geklettert. Aber man hört kein Geräusch, keinen Laut, keinen Schrei. Nun kommen die Gendarmen auf schmucken Rossen, prächtig anzuschauen in ihren dunklen Uniformen, den Säbel gezogen, hinter ihnen Mönche in schwarzen Kleidern, die schwarzverhüllte lange Kreuze tragen, dann ganz junge Kinder mit den Instrumenten der Kreuzigung, mit den Nägeln, dem Hammer und andere mit Schwämmen, die in Essig getaucht sind.

Ein leises Murmeln geht durch die Menge, mit leiser Stimme gesprochene Worte gehen von Mund zu Mund: „Que bonita! que hermosa!"

Diejenige, die diese diskreten Komplimente erhält, ist ein junges Mädchen von herrlichem Wuchs, in Schwarz gekleidet, das Gesicht in einen Schleier von weißer Gaze gehüllt. Mit ihren feinen Händen die Ecken des Tuches haltend, in das das göttliche Antlitz Jesu gemalt ist, faßt sie ihre Rolle als heilige Veronika sehr ernst auf, und in ihren großen dunklen Augen, die lange Wimpern beschatten, liest man Mitleid, Ergebung, Liebe zum Heiland . . .

Nun geht eine Bewegung durch die Menge. Die Stirnen neigen sich, die Hände machen das Zeichen des hl. Kreuzes, der Körper des Heilands naht, nackt, die Glieder zerschmettert und blutig, das Gesicht totenbleich, der Bart von Blutströmen durchtränkt, liegt der Erlöser ausgestreckt auf einer Bahre, die vier Mann auf ihren Schultern tragen. Und vor diesem Leichnam von erschreckendem Realismus erbleichen die Zuschauer: die einen schlagen sich gegen die Brust, andere neigen den Kopf voll Ingrimm, andere drohen mit der Faust den römischen, mit Lanzen und Schwertern bewaffneten Soldaten, die mit unbeweglichen Gesichtszügen den göttlichen Toten eskortieren.

Die heiligen Frauen folgen in langen Tuniken, die Augen von Tränen gerötet und unter ihnen, stumm, fast automatisch, mit ausdruckslosem Gesicht, tieftraurigen Blicken diejenige, die litt, was nie eine andere Frau litt, die Mutter des verpotteten, gegeißelten, am Kreuze gestorbenen Gottes. . . .

Und hinter diesem Schmerzens- und Trauerzuge schreiten alle die, die an diesen Gott glauben: die kleinen, mageren und braunen Soldaten, die Söhne derer, die mit ihrem Blute die Fahnen katholischer Könige färbten; die Mönche, deren nackte Füße verwundet sind durch die Steine der Wege auf entfernten Inseln, wo sie das Evangelium kündeten; die Nonnen, die auf irdische Liebe verzichtet haben, um sich dem göttlichen Gemahl zu eigen zu geben — und alle die Armen, die Schwachen, die Bettler, die Elenden, die zahllose Menge derer, die leiden und in ihren Leiden nur Trost finden in den Worten der Hoffnung, die von den Lippen des Galiläers kamen. . . .

Die Badestuben im Mittelalter.

Die Reinlichkeit eines Volkes hält meistens gleichen Schritt mit der Entwicklung seiner Bildung.

Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei deutschen Stämmen Freude und Gewandtheit im Baden und Schwimmen und den Gebrauch offener Bäder im kalten Wasser, wie warmer künstlich bereiteter Hausbäder. Auch wußten die Deutschen schon zu Tacitus' Zeit auf eigentümliche Art Seife zu bereiten, die selbst dem überfeinen Römer behagte und als eine der ersten deutschen Handelswaren im Verkehr mit diesen gute Dienste leistete.

Schon Karl der Große kannte kein behaglicheres Vergnügen, als in Gesellschaft seiner nächsten Verwandten und Freunde in Aachen zu baden. In den Klöstern hatte die Ordensregel die Gewohnheit des Badens aus der ältesten Zeit überliefert; zu hohen Festtagen bereitete das Bad am würdigsten vor und sich auf längere Zeit des Bades zu enthalten, galt für fromme Geistliche als besondere Askese. Die alttestamentarische Ansicht, daß die Reinigung des Körpers durch Wasser nicht nur ein Zeichen, sondern ein Mittel zur Läuterung der Seele sei, pflanzte sich in den religiösen Ansichten des Mittelalters fort. Die angeborene Neigung, die Berührung mit der Kultur der Römer, das Eindringen des mit morgenländischer Sitte und Anschauung untermischten Christentums, vor allem die durch die Kreuzzüge des 12. Jahrhunderts gepflegte unmittelbare Verbindung mit dem Oriente, brachte die Sitte des Badens unter den germanischen Stämmen und im ganzen nördlichen Europa zur allgemeinsten und entwickeltsten Ausbildung.

Auf den Ritterburgen, die in Deutschland zuerst ein häusliches Leben in behaglicherer Fülle entwickelten, finden wir nach den Schilderungen der Helden- und Rittergedichte das Bad als den unentbehrlichsten und erquickendsten Genuß im Hause dargestellt. Als eine besondere Steigerung des Genusses galt es dem wohllebigen Geschlechte, das Bad mit Rosen dicht zu bestreuen.

Ulrich von Lichtenstein kommt auf seiner bekannten abenteuerlichen Fahrt im Jahre 1227, als Frau Venus verkleidet, nach Neustadt und läßt sich, da er nicht erkannt sein will, außerhalb der Stadt ein Bad bereiten. Während er seinen Diener nach frischer Kleidung in die Stadt schickt, wird er von einem fremden Knappen überrascht, der, ohne sich abweisen zu lassen, einen Teppich ausbreitet und kostbare Frauenkleider darauflegt. Dem Knappen folgen zwei Knechte, die auf den Ritter frisch gebrochene Rosen so dick streuen, daß man weder ihn noch das Bad mehr sieht, und dann ohne dem fragenden Ritter Antwort zu stehen, schweigend davoneilen.

Auch in den Städten wurde mit dem ersten Aufblühen des bürgerlichen Lebens der Gebrauch der künstlichen Bäder allgemein und bald ein unentbehrliches Bedürfnis und eine der Hauptfröhlichkeiten. Gleich den Geistlichen bereiteten sich auch die Laien zu großen Kirchenfesten mit einem Bad am Vorabend vor, und bei den Handwerkern wurde es bald herkömmlich, am Samstag Abend regelmäßig ein Bad zu nehmen. Bei manchen Handwerkern erhielt der Geselle jeden Samstag oder alle vierzehn Tage ein besonderes Badegeld, Lehrjungen alle vier Wochen, in Frankfurt sogar der Bürgermeister und andere Stadtbeamten jeden Samstag, in Basel der Stadtschreiber und seine Unterschreiber von Zeit zu Zeit ihren Badepfennig. Auch bei dem niederen besitzlosen Volke galt das Baden als eine Art öffentlicher Belustigung, so daß für dasselbe bei festlichen Veranlassungen in den Städten Freibäder gegeben wurden.

Ebenso häufig und unentbehrlich wurden die Badestuben in den Wohnhäusern der Städte. In jedem einigermaßen behaglich eingerichteten Bürgerhause waren kleine Badestübchen zu finden. Häuser, welche keine Badestuben haben konnten, besaßen wenigstens zwei hölzerne Wannen, die übereinandergestellt wurden, um den Badenden zu verbergen, oder hölzerne Badeschränke. Die Badestube war für die Gesellschaft im Hause eines reichen Bürgers oder Patriziers gleich einem Salon oder Sprechzimmer. Man lud die Freunde dorthin, saß mit ihnen im lauen Bade, aß und trank dabei, plauderte oder unterhielt sich zwischen Blumenkränzen und Vasen mit Gesang und Spiel, ohne weitere Rücksicht auf den Unterschied des Geschlechts. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts galten die öffentlichen Badestuben ziemlich allgemein in den deutschen Städten und vornehmlich in den niederländischen als die Gelegenheiten, die „am meisten zur Anreizung der Unkeuschheit erbauet sind". Auch diente in der geistig so sehr bewegten Zeit zu Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts die stille Zurückgezogenheit der Badestuben dazu, um hier die religiösen und politischen Tagesfragen in aller Heimlichkeit und fern vom horchenden Argwohn zu besprechen, und es scheinen die hier geschehenen Zusammenkünfte und Verabredungen für die schnelle Verbreitung und Durchführung der neuen Ideen und Formen nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein. Die ursprünglichsten und einfachsten Bäder waren die Wasserbäder oder Vollbäder in Wannen oder aufgemauerten Becken, wobei das kalte Wasser — Röhrenleitung kannte man damals noch nicht — durch wiederholten Zuguß von heißem oder durch das Hineinlegen heißer Steine erwärmt wurde. Später hielt man solche Wasserbäder für schädlich, an ihre Stelle traten die Schwitz- und Dampfbäder. In den nord- und osteuropäischen Gegenden waren sie auch bei den slavischen Völkerschaften schon in sehr früher Zeit beliebt. Der Heidenapostel Andreas erzählt, daß die Slawen hölzerne Bäder und darin steinerne Oefen gehabt hätten; wenn die letzteren stark geheizt waren, setzten sie sich nackt ins Bad, begossen sich und die heißen Steine mit lauem Wasser oder mit einem Kräuterabguß, der zu besonderen Heilzwecken diente. Gewöhnlich gab der Bader in der Morgenstunde mit dem Horn ein Zeichen, daß das Bad bereitet sei. Auf dieses Zeichen eilte, wer sich baden wollte, halb entkleidet, nur mit dem notwendigsten Gewande verhüllt, „barfuß, ohne Gürtel, mit ungebürstetem Haar", aus dem Hause in die Badstube; selbst anständig erzogene Bürger und Bürgerinnen liefen halbnackt über die öffentliche Gasse ins Badehaus. Nachdem sich der Ankömmling entkleidet hatte, bot der Wirt demselben mehrere aus Birken- und Eichenlaubreisern gebundene Büschel zur Auswahl. Eine solche Badequaste, an einer Stange durchs Fenster gesteckt, galt an manchen Orten auch als Aushängezeichen der Badestuben.

Im Vorzimmer fand der Badende ein Bett bereit und pflegte darauf der behaglichsten Ruhe. Die Aerzte empfahlen diese Ruhe im Bette nach dem Baden, teils um den ermüdeten Körper wieder Kräfte sammeln zu lassen, teils um ihn nach stundenlangem Aufenthalt in der heißen dampfschwängeren Luft, nach dem Kneten und Waschen im heißen Wasser und Seifengischt nicht ohne Uebergang der freien kühleren Zugluft auszusetzen. — Nach sattsamem Ausruhen erhielt der Besucher seine Gewänder zurück, gab dann, durchaus befriedigt, dem Badewirt und seinen Dienern den wohlverdienten Lohn und schied mit dem vergnügten Gruß: „Gerre got laze iuch lange leben, der alle ding wol lonen kann".

E. R—y.

Eheprobleme.

Eine Proklamation des Rechtes auf Liebe, Ehe und Mutterschaft.

In freimütigster Weise behandelte Frl. Dr. Stöcker dieses schier unerschöpfliche Thema in einem Vortrage in Frankfurt a. M., damit zeigend, daß sie den ernsten Willen zur notwendigen Hebung des Menschengeschlechts und zur Veredelung der Liebesbegriffe hat. Mag manches ihrer Ausführungen Zukunftsmusik sein, ihr mutiges Eintreten für das mit roher Gewalt niedergehaltene Weib und für die geistige Fortentwicklung zu reineren Liebesempfindungen verdient Lob und Anerkennung.

Alle Bücher über die Frauen, führte die Rednerin aus, tragen die Ueberschrift: „Wehe den Frauen!" Als vor 100 Jahren der französische Schriftsteller Balzac sein Buch über die Ehe herausgab, hob er schon die gesunderen sexuellen Ansichten der unteren Stände hervor, die in den oberen Ständen fehlen. Die Ehe ist dort ein Eigentum, das man vertragsmäßig erwirbt. Man beschneide und stutze die Frau zu, nach seinem Geschmack, lasse sie Kinder tragen und störe sie nicht an ihrem Stöhnen. Die bisher dem Weibe vorenthaltenen Wissenschaften sind durch Eröffnung der Universitäten auch diesem zugänglich. Es muß nun dem Weibe die Erkenntnis aufgehen, daß ganze Geschlechter um ein froheres, beglückteres Dasein betrogen wurden. Aber auch der Mann muß erkennen, daß ihm die Höhe seines Daseins versagt ist, wenn das Weib nur ein Spielball ist. Die ganze Brutalität menschlicher Zustände zeigt sich auf sexuellem Gebiete. Die große Bedeutung der Mutterschaft wird verkannt und außerhalb des Vaterrechts als Verbrechen angesehen. Dieser trostlose Zustand konnte zum Schaden beider Teile bestehen, solange die Frauen eine unorganisierte Masse waren. Heute aber lebt in einer ganzen Schar edler Menschen nicht mehr die Kraft der Roheit, sondern die Kraft der Güte. Den Katholiken ist die Mutter Gottes die letzte Zuflucht. Wie steht's aber mit der Verehrung der eigenen Mutter? Durch die Erbsünde erscheint sie schon belastet und bei Maria konnte man sich nur helfen, indem man sie zu einer jungfräulichen Mutter umschuf. Eine Aenderung ist nur möglich, wenn man den Kampf gegen solche Anschauungen aufnimmt, den Kampf zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung.

Man möchte ja glauben, daß die Welt für diese Dinge reif sei, weil das Weib seine Geschicke selbst in die Hand nimmt; doch werden noch Generationen nach uns kämpfen müssen. Wir wollen nicht nur größere Rechte, sondern mitschaffen an der ganzen Entwicklung. Es kann sich nicht ein Teil entwickeln auf Kosten des andern. Als sich aus der allgemeinen Vermischung der Geschlechter und des einseitigen Vaterrechts die Ehe entwickelte, war dies freilich ein Fortschritt, aber auf Kosten des Weibes. Wer nicht legitime Gattin wurde, war vom Geschlechtsverkehr ausgeschlossen oder wurde der Prostitution zugetrieben. Dieser Fortschritt ist also teuer erkauft. Wenn es so natürlich und selbstverständlich wäre, die Hälfte der gebärfähigen Frauen ehelos zu halten, so hätte die katholische Kirche nicht nötig gehabt, die ascetisch lebenden Frauen heilig zu sprechen. Würden wir heute, wie Luther zu Zeiten der Reformation, gegen die Unnatur des Zölibats kämpfen, so würden wir uns die Verfolgung des Staatsanwalts zuziehen. Daß wir Deutsche die Abschaffung des Zölibats für weibliche Beamte und für Lehrerinnen noch fordern müssen, zeigt wieder einmal, daß wir in letzter Reihe der Kulturvölker marschieren. Nur mit dem Doppelideal, Mutterschaft und geistige Arbeit, ist die Zukunft gesichert und werden halb befriedigte Wesen, denen ein wichtiger Teil des Lebens fehlt, beseitigt.

Es mag einem großen Teile durch das Geschick die Mutterschaft versagt sein; aber nicht von vornherein wollen wir darauf verzichten, das Leben streicht ohnedies noch genug ab. Wir wollen es mit Nietzsche halten, der sagt: „Was uns das Leben verspricht, wollen wir dem Leben halten." Die Tendenz, die Kinderzahl zu beschränken, kann durch die Mutterschaftsversicherung, die den unteren Schichten zugute kommt, durch Kinderrenten, die den oberen Ständen die Ehe erleichtert, beseitigt werden. Die Geburten sind in Deutschland von 36 auf 34 pro Tausend zurückgegangen und sind um 70000 Geburten geringer als im Vorjahre. Wenn sich niemand den Erziehungslasten entzieht und die Beiträge durch alle Erwerbsfähigen aufgebracht werden, werden sich die Geburten qualitativ und quantitativ bessern. Eine gesunde Nachkommenschaft ist das erste und wichtigste Erfordernis des Staates. Der Schutz der Ehe versagt in einer großen Zahl von Fällen vollständig. Man zählte in Berlin 30000, in Newyork 65000 eheverlassene Frauen. Der Prozentsatz ist so groß, daß man sich vor der Veröffentlichung dieser Zahlen scheut. Die wirtschaftliche Tendenz der Neuzeit gestattet nicht, daß ein Mensch fünf oder sechs andere ernährt, daher fordern wir die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Weibes. Die Familie aufzulösen fällt uns nicht ein; die Fabrik ist es, die das Haus leer macht. Für diese Masse, die im Staate lebt, gibts dann lieblos geleitete Kindergärten und unsaubere Volksküchen. Die freie Ehe ist mehr eine wirtschaftliche Frage, als eine moralische.

Mit Feingefühl schilderte Rednerin die „neue Frau" aus der modernen Maeterlinckschen Dichtung: Blaubart und Ariane. In den Predigten der Pastoren, den Reden der Reichstagsabgeordneten und den Leitartikeln der Zeitungen sagt man's ja nicht, aber in der Wirklichkeit geht der Mann Weintrinken, geht zur Dirne, damit die jungen Mädchen ihre Tugenden behalten können. Das Tragen des Kleinods Tugend ist den Mädchen aus besseren Ständen schon recht schwer geworden. Und die Furcht vor der Mutterschaft ist begreiflich, denn das ganze Risiko ist auf seiten des Weibes. Was beim Manne Stillen des Durstes ist, ist beim Weibe Vergehen. Ja, das Vorurteil ist selbst bei Frauen so eingewurzelt, daß sie sich heimlich schämen, ihren Mann zu lieben und sich nach dessen Umarmung zu sehnen. Das Fehlen der Hingebung hat beim Manne rohe Willkür und feige Bequemlichkeit erweckt, dem Weibe eine verkrüppelte Seele geschaffen. Es muß sehr schwer sein, in der Praxis das Weib anders als Begattungswesen zu sehen, in der Theorie schwärmen ja viele dafür.

Die Liebe, die Innigkeit und die eheliche Gemeinschaft sind nicht bedroht durch die starke Persönlichkeit der Frau. Es ist kein Verlust für den Mann, wenn er nicht nur geistige Güter austauscht, sondern auch empfängt. Heinrich von Kleist wußte, warum er die stärkste Frau auch die hingebendste nannte. Was bedeutet der Streit über die Ueberlegenheit des einen oder anderen Geschlechts; neben der physischen Kraft des Mannes steht die seelische Ueberlegenheit des Weibes. Die Frau soll Mutter werden dürfen in immer umfassenderer Weise; sie soll sich an allem erproben, was ihre Kraft lockt. Es wird die Zeit kommen, wo sie nicht nur physisch, sondern auch seelisch stark ist zur Mutterschaft. Man muß stark und reich geworden sein, um die Hingabe an den Mann als Glück anzusehen. Mutter werden dürfen kann sich mit der Höhe des Künstlers messen. Ein Mensch zu sein, dem alles menschlich ist, ein Mensch, der auch seine Kinder froh und reich macht. Wenn dies erreicht ist, stehen wir auf einer Stufe, wo der törichte Rangstreit der Geschlechter schweigt.

Der Streik der Colmarer Bäckergesellen.

Ein in seiner Art wegen des Grundes, des Verlaufs und der Beendigung typischer Streik war der der Colmarer Bäckerknechte, welcher am Feste vor der Heimsuchung (30. Juni) **1495** seinen Anfang nahm. Dr. Georg Schanz schrieb darüber in einem Buche ausführlich und lasse ich nur das Wissenswerteste folgen:

Am obenbezeichneten Datum erschienen vor dem Vogt, Schultheiß, Meister und Rat von Oberbergheim i. E. die sich befehdenden Lager, hie Magistrat und da die Bäckerknechte von Colmar. Von letzteren war einer gebürtig in Colmar, während die übrigen aus Mainz, Worms, Tübingen, Offenburg, Pforzheim und den Niederlanden stammten. Die Anklage der Stadt Colmar lautete dahin:

Die Bäckergesellen waren von jeher, weil sie im Besitze kostbarer Kerzen waren, Begleiter des Allerheiligsten am Fronleichnamstag. Es erwuchs ihnen aber Konkurrenz, indem sich die „grautlicher", die „farcher" und die „bader" zur Anschaffung von wertvolleren Lichtspenden entschlossen und die Teigbildhauer verdrängten. Die Erbitterung spitzte sich zu, einige wurden eingesperrt wegen Nichtteilnahme an der Prozession, während der größte Teil entfloh. Die Stiftsherren lehnten am nächstenmal den Vorschlag des Magistrats ab, die Bäcker wieder zuzulassen. Dieselben errangen sich die Erlaubnis des Verkaufs ihrer Kerzen, daß auch sie dann ruhig sein würden, gelobten sie, und verschwanden aber nachts durch das Mühlwasser, anstatt die Stadt durch die Tore zu verlassen. Dieses Vorgehen wurde ihnen als Eidesbruch angerechnet, und beantragt, die Schadensersatzklage für berechtigt zu erklären, weil dieses Vorgehen den Nutzen der Stadt schmälere.

Ganz anders gingen aber die Bäcker ins Zeug, sie verwahrten sich gegen die Eidesverletzungssache und hätten nicht unterlassen, was einem wackeren Gesellen zukomme. Ihre Brüderschaft verteidige nur ihre herkömmlichen Rechte und Privilegien. Notgedrungen haben sie sich aber 4 Kerzen zu 120 Gulden gekauft, wurden aber eben trotzig abgewiesen. In einem Kloster, wo wir berateten, wurden wir durch Befehl getrennt, und in der Meinung, ein gutes Gewissen zu haben, verließen wir die Stadt. Dafür wurden alle und jeden zuletzt durch einen Ausruf öffentlich gebrandmarkt, uns Treulosigkeit gegenüber dem Meister und Meineid gegenüber der Stadt vorgeworfen. Sie haben am betreffenden Tage nicht backen brauchen und bei vollem Tage die Stadt verlassen; die wöchentliche Bezahlung schließt jede Kündigung aus, und nur die Zunft hätte Anrecht auf Strafgelder, welches der Stadt nichts anginge. Ueberhaupt sei der Eid beim Verlassen der Stadt hinfällig und beantragten die Abweisung der Klage und Kostenlasten der Stadt aufzuhalsen.

Ein Vermittelungsversuch schlug fehl seitens des Richterkollegiums und dieses fällte sodann am 6. November 1495 folgendes Urteil:

„Das Verlassen der Stadt durch den Mühlbach sei eine schlechte Handlung; von den Vereidigten sei eine Strafe von 3 Pfund Basler Pfennigen und den Unvereidigten zur ½ Gulden zu zahlen. Die Stadt muß Kosten zahlen für ihre Ausruferei ohne vorhergegangene Untersuchung."

Am 15. Januar 1496 aber protestierten 5 Knechte gegen das Urteil am kgl. Hofgericht zu Ensisheim und verlangten die Wiedererlangung ihrer Ehre. Der Advokat von Colmar drückte die Abweisung der Knechte durch, es galt der Bergheimer Wahrspruch als Recht.

So leicht waren aber die Bäcker nicht tot zu machen, zum drittenmal versuchten sie, ihr Recht zu erlangen, und wandten sich nach Frankfurt. Es wurde aber ihnen der Bescheid, die nächste Instanz sei der Landesfürst zu Innsbruck. Die Bäcker hatten die Sympathie aller Gewerbegenossen auf ihrer Seite am Oberrhein. Colmar protestierte gegen den Boykott, daß keine Bäcker nach den Streikorten kommen sollten in Basel und in Straßburg, und ladet beide Städte ein, Vertreter in dieser Sache nach Schlettstadt zu entsenden.

Es wird in den Aufzeichnungen des Dr. Schanz vieles berührt, was neuzeitlich anmutet, sogar Streikposten werden erwähnt. Die Freiburger behaupteten, sie hätten keine Streikunterstützung hergegeben, aber nach den Berichten fühlt man die Solidarität sämtlicher Bäcker der um Colmar liegenden Städte heraus. Endlich fand, da die Kalamität der fehlenden Arbeitskräfte immer mehr fühlbar wurde, unter Vorsitz des Herrn v. Rappoltsstein ein Schiedsgericht statt. Beide Parteien unterzeichneten ein Urteil, in dem der Sieg der Gesellen unverkennbar ist. Die ganze Summe, zu der vordem die Knechte verurteilt waren, mußte